

HEYNE <

Das Buch

Die beiden Cousinen Judith und Jacqueline, genannt »Jack«, sind überglücklich. Sie haben es dank weiblicher Raffinesse und Hartnäckigkeit tatsächlich geschafft, zusammen auf große Schiffsreise zu gehen: von London nach Connecticut. Dort sollen beide ihren ersten Debütantinnenball besuchen – zwecks Eheanbahnung. Doch im Moment denken beide nicht im Traum daran, sich jetzt schon nach einem Mann fürs Leben umzusehen – sie lieben das Abenteuer. Und davon erwartet sie auf der Reise mehr als genug: Denn mit an Bord ihres Schiffes ist der Tischler Nathan, der so attraktiv wie undurchsichtig ist. Unbemerkt von den anderen kommen er und Judith sich näher. Judith ist hingerissen – und ahnt nicht, dass Nathan ein dunkles Geheimnis verbirgt. Eines, das sie alle ins Verderben zu stürzen droht ...

»Genau die Geschichte, auf die die Malory-Fans schon ewig gewartet haben – Johanna Lindsey enttäuscht ihre Leser garantiert nicht!« *Romantic Times*

Die Autorin

Johanna Lindsey wächst auf Hawaii auf. Sie heiratet nach der Highschool und hat bereits zwei kleine Kinder zu versorgen, als sie sich zum Schreiben gedrängt fühlt. 1976 veröffentlicht sie ihren ersten Roman. Heute ist sie eine der erfolgreichsten Autorinnen historischer Liebesromane. Weltweit hat sie über 60 Millionen Exemplare ihrer Bücher verkauft, die nicht selten die ersten Plätze der Bestsellerliste der *New York Times* erreichen. Johanna Lindsey schreibt und lebt mit ihrer Familie in Maine.

Lieferbare Titel

- 978-3-453-49109-0 – Ungezähmte Sehnsucht
- 978-3-453-40886-9 – Im Taumel der Herzen
- 978-3-453-40986-6 – Gefechte der Liebe
- 978-3-453-41046-6 – Wenn die Liebe dich findet
- 978-3-453-41782-3 – Zügellose Leidenschaft

JOHANNA LINDSEY

*Stürme der
Sehnsucht*

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Malsch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das Original **STORMY PERSUASION**
erschien bei Gallery Books, a division of
Simon & Schuster, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2014 by Johanna Lindsey
Copyright © 2015 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © Franco Accornero
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41886-8

www.heyne.de

Kapitel 1

Judith Malory kniete neben ihrer Cousine Jacqueline vor dem Fenster des Schlafzimmers, das sie miteinander teilten. Fasziniert blickten sie zu der Ruine hinter dem Herrschaftshaus des Duke of Wrigton und den gepflegten Gärten hinüber. Obwohl ein paar Monate jünger als Judith, war »Jack« – so hatte ihr Vater sie genannt, nur um seine amerikanischen Schwäger zu ärgern – stets die Anführerin oder vielmehr Anstifterin gewesen. Sie behauptete von sich, sie würde in die Fußstapfen ihres Vaters James Malory treten, der ein wilder Draufgänger gewesen war, ein Pirat, ein erstklassiger Faustkämpfer ... Damit fand die Liste noch längst kein Ende. Judith hatte einmal gefragt, warum Jack nicht ihrer Mutter nacheifere.

Prompt hatte die Cousine erwidert: »Weil das langweilig wäre.«

Da strebte Judith ganz andere Ziele an. Sie wollte eine Ehefrau und Mutter werden, in dieser Reihenfolge. Und die Erfüllung dieser Wünsche lag keineswegs in ferner Zukunft. Dieses Jahr wurden beide Mädchen achtzehn Jahre alt. Judith hatte ihren Geburtstag vor einer Woche gefeiert, und Jack musste sich noch ein paar Monate gedulden. Im Sommer würden die Cousinen ihre erste Saison erleben. Aber das Debüt würde nicht in London, sondern in Amerika stattfinden, und Judith fürchtete, sie würde dieses Ereignis ohne ihre beste Freundin

nicht ertragen. Jetzt blieben ihr nur mehr wenige Wochen, um dieses Problem zu lösen.

Seit die Töchter der beiden jüngeren Malory-Brüder James und Anthony denken konnten, waren sie unzertrennlich. Und jedes Mal, wenn sie ihre Mütter zum Ahnensitz des Duke in Hampshire begleiteten, um ihren Vetter Brandon und ihre Cousine Cheryl zu besuchen, verbrachten sie viele Stunden vor dem Schlafzimmerfenster. Inständig hofften sie das unheimliche Licht in der Ruine wiederzusehen. So aufregend war die Nacht gewesen, in der sie es zum ersten Mal entdeckt hatten.

Danach war es nur mehr zweimal aufgeflammt. Aber als sie Laternen ergriffen, den ausgedehnten Rasen überquert und das alte, verfallene Gemäuer auf dem benachbarten Grundstück erreicht hatten, war das Licht verschwunden.

Natürlich hatten sie ihrem Vetter Brandon davon erzählen müssen. Wenn er auch ein Jahr jünger war – sie wohnten in seinem Haus. Denn er hatte den Landsitz und den Titel des Duke of Wrighton durch seine Mutter Kelsey geerbt, die Ehefrau Dereks, eines Vetters von Judith und Jack. Nach Brandons Geburt hatten seine Eltern beschlossen, auf den Landsitz zu übersiedeln, damit er im Bewusstsein seines Status und seiner Verantwortung aufwachsen konnte. Glücklicherweise war er trotz seines erlauchten Titels weder arrogant noch verwöhnt.

Weil er das Licht nie gesehen hatte, kümmerte er sich nicht darum, und er wollte auch nicht an einer dieser Nachtwachen teilnehmen. Im Moment saß er mit Judiths jüngerer Schwester Jaime am anderen Ende des Raums und brachte ihr bei, Whist zu spielen. Und da er eben erst siebzehn geworden war und nicht mehr wie ein Junge, sondern wie ein Mann aussah, interessierte er sich verständlicherweise mehr für Mädchen als für Geister.

»Bin ich *jetzt* alt genug für das Geheimnis?« Brandons jüngere Schwester Cheryl stand in der Tür des Schlafzimmers.

»Kann ich's endlich hören?«

»O ja!« Jaime Malory sprang von dem kleinen Spieltisch auf und rannte zu ihr, packte sie an der Hand und zerrte sie zum Fenster. »Als du's mir erzählt hast, war ich so alt, wie sie jetzt ist, Judith!«

Es war Jacqueline, die geringschätzig antwortete: »Erst letztes Jahr, Mäuschen. Und was für dich *nicht* gilt – Cheryl wohnt hier. Sag's ihr, Brand, sie ist deine Schwester. Aber vorher muss sie versprechen, niemals auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen.«

»Nachforschungen?«, wiederholte Cheryl. »Wie kann ich denn was versprechen, wenn ich gar nicht weiß, *was* ich verspreche?«

»Mit Logik hat es nichts zu tun, Mäuschen«, erklärte Judith. »Versprich es erst mal. Das musste Jaime auch, und sie wohnt nicht einmal hier. Aber *du* wohnst hier. Ohne das Versprechen müssten wir uns ständig Sorgen um dich machen. Das willst du doch nicht, oder?«

Bevor Cheryl den Kopf schüttelte, dachte sie kurz nach. »Also gut, ich versprech's.«

Judith stieß Jacqueline an, die es übernahm, das jüngere Mädchen einzuweihen. »In deiner Nachbarschaft haust ein Geist.«

»*Was?*« Cheryl kicherte, bis ihr Judiths und Jacquelines todernste Mienen auffielen. Sie riss die Augen auf. »Tatsächlich? Habt ihr ihn gesehen?«

»Vor etwa fünf Jahren«, sagte Judith.

»Judy hat sogar mit ihm gesprochen«, betonte Jacqueline.

»Aber Jack hat das Licht zuerst bemerkt. Von diesem Fenster aus. Deshalb mussten wir hingehen und nachschauen. Schon immer dachten wir, in dieser Ruine würde es spuken. Und wir hatten recht!«

Cheryl trat zögernd neben die beiden Mädchen ans Fenster

und musterte den alten Schandfleck, über den sich ihre Eltern immer wieder beklagten. Als sie kein Licht sah, atmete sie erleichtert auf. So tapfer wie ihre Cousinen war sie nicht. Und im Mondschein sah sie viel zu deutlich die Umrisse des großen alten Herrschaftshauses, das schon lange, bevor irgendeiner von ihnen geboren worden war, zu zerfallen begonnen hatte. Wie ein unheimlicher düsterer Koloss stand es da.

Schauernd lief sie zu ihrem Bruder zurück, um Schutz zu suchen. »Seid ihr wirklich da hineingegangen?«

»Ja, natürlich«, bestätigte Jack.

»Aber davor wurden wir alle gewarnt!«

»Nur weil es wegen der vielen zerbrochenen Bodenbretter und bröckelnden Mauern gefährlich ist. Ziemlich viele Dachziegel sind heruntergestürzt. Überall hängen Spinnweben. Beim ersten Mal haben Judy und ich endlos lange gebraucht, um das eklige Zeug aus unseren Haaren zu kämmen.«

Cheryl blinzelte. »Unglaublich! Warum habt ihr euch da hineingewagt? Noch dazu in der Nacht!«

»Wie sollten wir denn sonst rausfinden, was für ein Eindringling sich da unerlaubt herumtrieb? Damals wussten wir noch nicht, dass es ein Geist war.«

»Ihr hättet meinem Vater von dem Licht erzählen müssen.«

»Aber dann wär's kein Spaß gewesen«, wandte Jack ein.

»Spaß? Ihr solltet nicht vortäuschen, ihr wärt furchtbar mutig, nur weil's unsere Väter sind.« Als die beiden älteren Mädchen zu lachen anfangen, seufzte Cheryl. »Also habt ihr mich nur zum Narren gehalten? Das hätte ich mir denken können!«

Jacqueline drehte sich zu ihr um und grinste sie an. »Bildest du dir ein, wie hätten jahrelang ein Geheimnis gehütet, nur um dich zum Narren zu halten? Du wolltest es wissen, und jetzt haben wir's dir endlich gesagt. So aufregend war es!«

»Nur ein ganz kleines bisschen gruselig«, ergänzte Judith.

»Und tollkühn«, behauptete Cheryl.

Verächtlich winkte Jacqueline ab. »Würden wir uns von so was aufhalten lassen, hätten wir *gar* keinen Spaß. Und wir waren bewaffnet. Ich habe eine Schaufel aus dem Garten mitgenommen.«

»Und ich meine Schere«, fügte Judith hinzu.

Schon immer hatte Cheryl sich gewünscht, sie wäre so tapfer wie diese beiden. Nun war sie froh, dass sie so feige war. Sie hatten offenbar erwartet, sie würden einen Landstreicher aufscheuchen. Stattdessen waren sie einem Gespenst begegnet. Ein Wunder, dass sie in jener Nacht keine weißen Haare bekommen hatten ...

Aber Judys Haare schimmerten immer noch blond mit kupferrotem Glanz, ohne eine Spur von Grau. Und Jack war nach wie vor genauso goldblond wie ihr Vater.

»Als wir damals in die Ruine schlichen, konnten wir nicht herausfinden, woher das Licht kam«, erzählte Jacqueline. »Deshalb trennten wir uns.«

»Ich war's, die ihn entdeckte«, setzte Judy den Bericht fort. »Das Licht bemerkte ich erst, nachdem ich eine Tür geöffnet hatte. Und da schwebte er mitten im Zimmer. Meine Ankunft freute ihn nicht besonders. Natürlich erklärte ich ihm, er hätte da nichts zu suchen. Da erwiderte er, es sei sein Haus und ich ein Eindringling. Als ich sagte, Geister könnten keine Häuser besitzen, streckte er einen Arm aus, zeigte zur Tür und befahl mir zu verschwinden. Weil er mir so bedrohlich erschien und mich sogar anknurrte, wandte ich mich ab und wollte gehen.«

»In diesem Moment kam ich dazu«, fuhr Jack fort. »Leider sah ich nur seinen Rücken, während er wegschwebte. Ich bat ihn zu warten. Das wollte er nicht, und er schrie: ›Haut ab, alle beide!‹ So laut, dass es die Dachbalken erschütterte. Oder was davon noch übrig ist. Wir rannten hinaus, und auf halbem Weg hierher wurde uns klar, dass er uns nichts antun konnte. Und wir würden die Gelegenheit verpassen, ihm bei seiner

Mission zu helfen – was immer er vorhatte. Also kehrten wir um und durchsuchten jeden Raum im Erdgeschoss. Aber er war nicht mehr da.«

»Ihr wolltet ihm helfen?«, fragte Cheryl ungläubig.

»Nun ja, das war Judys Idee.«

Cheryl starrte die ältere der zwei Cousinen an. »Warum?«

Leicht verlegen zuckte Judith die Achseln. »Weil er so ein hübscher junger Mann war. Bei seinem Tod muss er etwa zwanzig Jahre alt gewesen sein. So betrübt wirkte er, als ich ihn aufspürte – bevor er mich entdeckte und seine Ruine so kampflustig verteidigte.«

»Und in jener Nacht verliebte sie sich in einen Geist«, verkündete Jack und kicherte.

Empört schnappte Judith nach Luft. »O nein!«

»Doch!«, wurde sie von ihrer besten Freundin gehänselt.

»Unsinn, ich will nur wissen, wieso er ein Geist geworden ist. Gewiss hat er ein tragisches oder schreckliches Schicksal erlitten, und deshalb ist sein Haar vor seinem Tod weiß geworden.«

»Weißes Haar?« Cheryls Augen verengten sich. »Dann muss er ziemlich alt sein.«

»Red kein so dummes Zeug, Püppchen!«, schimpfte Jacqueline. »Meine Schwägerin Danny hat weiße Haare, nicht wahr? Und als sie Jeremy kennenlernte, war sie so jung, wie wir's jetzt sind.«

»Stimmt«, gab Cheryl zu. Dann fragte sie Judith: »War der Geist wirklich so hübsch?«

»Sehr hübsch. Und groß, mit schönen dunkelgrünen Augen, die wie Smaragde glühten ... Und untersteh dich, ihn ohne uns zu suchen!«, mahnte Judy, von plötzlicher Eifersucht erfasst.

»Nur keine Bange!«, fauchte Cheryl beleidigt. »Ich bin weder so wagemutig noch so neugierig wie ihr. Und ich habe nicht die geringste Lust, einem Geist zu begegnen, besten Dank!«

»Welch ein Glück für dich, denn er scheint magische Kräfte

zu besitzen. Oder hast du nicht gemerkt, dass die Löcher im Dach da drüben geflickt wurden?«

Cheryl hielt den Atem an. »Von einem Geist?«

»Von wem sonst?«

»Nein, das habe ich nicht gemerkt, weil mein Zimmer auf der anderen Seite des Hauses liegt.«

»Ich hab's mitgekriegt«, meldete Brandon sich zu Wort. »Allerdings sah ich keine Arbeiter, die das bewerkstelligt hätten. Jedenfalls wurde das Dach vor Kurzem repariert, ganz eindeutig.«

»Hoffentlich hast du deinen Vater nicht darauf hingewiesen, oder etwa doch?«, fragte Jacqueline.

»Nein, natürlich nicht. Sonst hätte ich das Geheimnis verraten. Und ich breche niemals ein Versprechen.«

Jack lächelte ihn strahlend an. »Das wusste ich. Auf dich können wir uns verlassen, Brand.«

»Außerdem ist Vater immer verschnupft, wenn jemand das alte Gemäuer erwähnt, und er ärgert sich, weil er es nicht loswird. Er wollte es kaufen und abreißen lassen. Aber das ging nicht. Den Besitzurkunden zufolge gehörte es zuletzt einer gewissen Mildred Winstock. Diese Frau hat es nur geerbt und nie darin gewohnt. Kein Wunder, wenn da ein Geist sein Unwesen treibt. Seit den Lebzeiten meines Ururgroßvaters stand das Haus praktisch leer, was seinen miserablen Zustand erklärt. Warum er es gebaut und wem er's geschenkt hat, weißt du ja, Jack.«

»Wem?«, fragte Cheryl.

»Das ist nichts für junge Ohren«, erwiderte Brandon.

»Seiner Geliebten?«, glaubte Cheryl zu erraten.

Erbost über ihre altkluge Cousine, verdrehte Judith die Augen und wechselte das Thema. »Erstaunlich, dass das Haus nicht vollends zusammengebrochen ist, nachdem es über fünf Generationen hinweg leer gestanden hat.«

»Nicht ganz leer«, entgegnete Brandon. »Vom herzoglichen Vermögen wurden ein paar Dienstboten bezahlt, die das Haus instand hielten. Aber weil Vater nicht herausfand, wem Miss Winstock es vererbt hatte, ließ er es nach ihrem Tod verfallen. Und jetzt müssen wir den grässlichen Anblick des alten Kastens ertragen.«

Immerhin hatte Derek Malory, der Vater des jungen Duke, einige Bäume und dichte Büsche entlang der Grenze zwischen den beiden Anwesen pflanzen lassen, damit der Schandfleck kein Auge beleidigte, wenn man in den herzoglichen Gärten lustwandelte. Aber die Bäume versperrten nicht die Sicht auf die Ruine, wenn man an den Fenstern in den oberen Etagen des Herrschaftshauses stand.

Judith erhob sich von den Knien. »Nun müssen Jack und ich schlafen gehen. Das solltet ihr auch tun. Morgen fahren wir nach London zurück.«

Sobald die Verwandten den Raum verlassen hatten, fragte Jacqueline: »Hast du erwartet, sie würden unsere Begeisterung teilen? Nur wir haben den Geist gesehen, sie nicht.«

Judith seufzte. »Oh, Cheryls mangelnde Abenteuerlust überrascht mich nicht. Hier wird sie von ihren Eltern Derek und Kelsey viel zu sehr behütet und verhätschelt, während wir beide in London aufgewachsen sind.«

»Und was hat dieser Seufzer zu bedeuten? Bist du enttäuscht, weil wir das Licht dort drüben bei diesem Besuch nicht gesehen haben? Wenn du willst, durchsuchen wir die Ruine heute Nacht noch einmal.«

»Nein, der Geist hat sich uns nur ein einziges Mal gezeigt. Sicher versteckt er sich jetzt, wenn wir in seine Domäne eindringen. Zu schade ...« Judith seufzte wieder, und Jacqueline warf ein Kissen nach ihr.

»Hör auf, von einem Geist zu träumen! Hast du eigentlich gemerkt, dass er kein Heiratskandidat ist?«

Judith brach in Gelächter aus. »O ja, es fiel mir nicht schwer, das festzustellen.«

»Sehr gut. Es wäre nämlich schwierig, ihn zu küssen. Von anderen Intimitäten ganz zu schweigen.«

»Intimitäten?« Judith hob eine Braue. »Eigentlich dachte ich, letztes Jahr hättest du diese draufgängerischen Pläne von deiner Liste gestrichen.«

»Unsinn ... Ich will mir ein Beispiel an unserer Cousine Amy nehmen. Ein Nein werde ich nicht akzeptieren – sobald ich den Richtigen finde. Und wenn es so weit ist, dann gnade ihm Gott! Der Mann wird gar nicht wissen, wie ihm geschieht«, fügte Jacqueline hinzu und grinste durchtrieben.

»Finde ihn nicht zu früh! Und bloß nicht in Amerika!«

Wieder einmal dachten sie bedrückt an die bevorstehende Reise. Als Jacqueline zum ersten Mal mit ihren Eltern die Neue Welt besucht hatte, war Judith zwei Monate lang verzweifelt und untröstlich gewesen. Die Mädchen hatten geschworen, sie würden sich nie mehr für längere Zeit trennen, höchstens für die Dauer einer Kutschenfahrt. Deshalb wollte Judith ihre beste Freundin bei deren zweiter Reise nach Übersee begleiten.

Bei ihrem Schwur hatten sie allerdings noch nichts über das Versprechen gewusst, das James Malory nach Jacks Geburt den Anderson-Brüdern gegeben hatte. Ihre amerikanischen Onkel hatten entschieden, James' Tochter dürfe nur in England aufwachsen, wenn ihr Debüt in Amerika stattfinden würde. Denn sie hofften, sie würde einen Amerikaner heiraten. Zumindest sollte sie diese Möglichkeit erhalten.

Auf Jacks Frage, warum ihr Papa damit einverstanden gewesen sei, obwohl das seinem Charakter widerspreche, hatte er erwidert: »Sonst hätte ich die Andersons töten müssen und George ganz furchtbar geärgert.«

Gewiss, sie waren immerhin Georges Brüder, und James' Argument, er hätte sie töten müssen, war genau genommen kein

Scherz gewesen. George, eigentlich Georgina, war Jacquelines Mutter. Aber er bestand darauf, seine Frau *George* zu nennen, weil er wusste, das würde ihren Brüdern gründlich missfallen. Um bei der Wahrheit zu bleiben – auch ihre fünf älteren Brüder nannten sie manchmal so. Jedenfalls hatte James' Versprechen in all den Jahren seinen Waffenstillstand mit den fünf amerikanischen Schwägern bewirkt. Das war dringend nötig gewesen, weil sie James Malory zu hängen versucht hatten.

»Ich werde erst heiraten, wenn du auch dazu bereit bist«, versicherte Jacqueline ihrer Cousine. »Also beeil dich nicht. Wir müssen nicht wie so viele Mädchen schon in unserer ersten Saison heiraten, obwohl unsere Mütter das erwarten. Dieses Jahr wollen wir uns amüsieren, im nächsten feiern wir Hochzeit.«

»Mit diesem Plan wirst du nicht verhindern, dass du ohne mich abreisen musst«, klagte Judith.

»Nun, zum Glück haben wir noch zwei Wochen Zeit, um zu überlegen, wie wir's hinkriegen. Sobald wir wieder in London sind, reden wir mit unseren Eltern. *Deine* müssen wir überzeugen. Mein Vater würde dich nur zu gern mitnehmen, doch er musste sich auf die Seite Onkel Tonys stellen, als der Nein sagte. Brüder, du weißt ja ... Und diese zwei halten immer besonders fest zusammen. Aber wenn ich ihnen erkläre, ohne dich würde ich nicht nach Amerika fahren, werden sie alle zur Vernunft kommen. Und *warum* ist dein Vater dagegen? Weil er sich kein bisschen auf dein Debüt freut. Je näher es heranrückt, desto unausstehlicher wird er.«

Judith kicherte. »O nein, Papa ist niemals unausstehlich. Nur ein bisschen wortkarg und reizbar in letzter Zeit, aber du hast recht. Am liebsten wär's ihm, wenn ich niemals heiraten würde.«

»Genau. Also sollte er die Chance nützen, das unvermeid-

liche Ereignis hinauszuzögern, und dich mit mir nach Amerika schicken.«

»Ist eine Heirat wirklich unausweichlich, obwohl man solche Väter hat wie wir beide?«

Jacqueline lachte. »Jetzt denkst du an unsere Cousine Regina. Nachdem ihre Mutter Melissa gestorben war, mussten deren vier ältere Malory-Brüder sie großziehen. Keinen Mann fanden sie gut genug für ihre Nichte. Deshalb musste sie mehrere Saisons erdulden. Arme Reggie! Aber erinnere dich – damals hatten die Malorys noch keine Ehefrauen, die ein Machtwort sprachen, so wie jetzt. Glaubst du, *unsere* Mütter würden sich nicht genauso für uns einsetzen, wenn wir unsere Herzen verschenken? Moment mal, das ist es. Es war Tante Roslynn, die lauthals verkündet hat, du dürftest mich nicht nach Amerika begleiten. Und Onkel Tony stimmte ihr nur um des lieben Friedens willen zu, nicht wahr?«

Betrübt nickte Judith. »So sehr hat Mama sich auf mein Debüt gefreut, viel mehr als ich selber. Sie hofft sogar schon auf einen bestimmten Mann, der nach ihrer Meinung perfekt zu mir passen würde.«

»Wer ist es?«

»Lord Cullen, der Sohn einer ihrer schottischen Freundinnen.«

»Kennst du ihn?«

»Seit unserer Kindheit habe ich ihn nicht mehr gesehen. Aber Mama hat ihn öfter getroffen und mir erzählt, er sei steinreich, sehr attraktiv und in jeder Hinsicht eine großartige Partie.«

»Ich nehme an, er lebt in Schottland?«

»Ja, natürlich.«

»Dann kommt er keinesfalls infrage. Was sagt deine Mutter zu einem Schwiegersohn, der dich uns wegnehmen würde?«

Judith lachte. »Wahrscheinlich würde sie ein Haus in Lon-

don kaufen, in dem ich mit ihrem kostbaren Lord Cullen wohnen müsste.«

Entschieden schüttelte Jack den Kopf. »Solche Risiken dürfen wir nicht eingehen, schon gar nicht, wenn es um einen dieser sturen Schotten geht. Warte mal – ist er der eigentliche Grund, warum sie so heftig gegen deine Reise nach Amerika protestiert?«

»Jedenfalls fürchtet sie, ein anderes Mädchen könnte Seine Lordschaft einfangen, wenn ich zu Beginn der Saison nicht hier bin. Ja, es würde mich nicht überraschen, wenn sie mich vor allem deshalb davon abhalten will, mein Londoner Debüt hinauszuzögern.«

Jacqueline verdrehte die Augen. »Das darfst du nicht so ernst nehmen. Wir haben das Problem noch nicht richtig durchdacht. Und sobald wir das getan haben, sind wir unschlagbar. Sei versichert, du wirst mit mir nach Amerika segeln. Daran habe ich nie gezweifelt.«

Kapitel 2

Die Augen weit geöffnet, lag Judith im Bett. Jacqueline war sofort eingeschlafen. Aber Judith war hellwach, denn sie hatte überlegt, dass sie beim nächsten Besuch bei ihren Verwandten in Hampshire vielleicht schon verheiratet sein würde. Nicht mit Ian Cullen, aber mit einem Mann, dem sie einfach nicht würde widerstehen können. Obwohl sie sich ebenso wenig wie Jack in absehbarer Zeit verlieben wollte, keinesfalls schon in diesem Jahr, hatte sie beobachtet, was ihren älteren Malory-Cousinen passiert war. Irgendwie gelang es der Liebe, die vernünftigsten, bestens durchdachten Pläne zu vereiteln. Und sobald sie verheiratet war, würde sie ihren Geist wahrscheinlich vergessen.

Was für ein trauriger Gedanke ... So verrückt es auch sein mochte – sie *wollte* jene aufregende Begegnung nicht vergessen. Genauso wenig wünschte sie, der Geist würde auf Nimmerwiedersehen aus ihrem Leben verschwinden. Deshalb hatte sie überlegt, er könnte noch einmal erscheinen, wenn sie sein Haus allein betreten würde. Und *diese* Idee raubte ihr den Schlaf.

Schließlich gab sie der Versuchung nach, hüllte sich in einen Umhang mit einer Kapuze und zog Pantoffeln an. Dann huschte sie ins Erdgeschoss hinab, holte eine Laterne und rannte über den Rasen hinter dem Haus. Aber als sie die dunkle Ruine erreichte und wie schon so oft die Tür öffnen wollte, war

sie verschlossen. Sie klemmte nicht, jemand hatte sie eindeutig versperrt. War es Derek gewesen? Warum, wenn in so vielen Fenstern die Glasscheiben fehlten und man mühelos hindurchsteigen konnte?

Judith stellte die Laterne auf ein Fensterbrett und kletterte ins Haus.

Von außen hatte sie kein Licht gesehen. Aber sie ging, ihre Lampe in der Hand, geradewegs in den Raum, wo sie den Geist gesehen hatte. Unter ihren Füßen knarrten Bodenbretter. Das würde er hören, wenn er hier war, und sicher verschwinden.

»Verstecken Sie sich nicht vor mir!«, rief sie. »Ich weiß, dass Sie da sind! Zeigen Sie sich!«

Natürlich tat er das nicht, und sie ärgerte sich, weil sie geglaubt hatte, ein Geist würde einen solchen Befehl befolgen. Letztes Mal hatte sie ihn überrascht. Nun hatte sie dummerweise die Chance verspielt, ihn erneut zu überrumpeln. Trotzdem beschloss sie jenen Raum zu erforschen, bevor sie ihren Plan aufgeben und ins Bett zurückkehren würde.

Sie öffnete die Tür, die diesmal nicht quietschte. War sie geölt worden? Judith hob ihre Laterne und schaute sich in dem Zimmer um. Es sah anders aus. Völlig anders.

Nirgendwo hingen Spinnweben, das alte Sofa war nicht mehr staubig. In einer Ecke lagen eine zerknüllte Decke und ein Kissen auf einem Feldbett. Wohnte jemand anderer als der Geist in dem alten Haus? Ein Eindringling? In diesem Raum waren sogar die Fenster mit Decken verhüllt. Von draußen würde man den Laternenschein nicht bemerken. Hatten Judy und Jack das Geisterlicht deshalb nicht mehr gesehen? Vermutlich war er wütend, weil sich irgendein Landstreicher hier einquartiert hatte, den er nicht verscheuchen konnte.

Jetzt war der Vagabund allerdings nicht da. Aber vielleicht der Geist? Sie wollte ihrem unsichtbaren Freund gerade erklären, sie würde das Problem des Einbrechers lösen, als eine

Hand auf ihren Mund gepresst wurde und ein Arm von hinten ihre Taille umschlang. Erschrocken ließ sie ihre Laterne fallen, die über den Boden rollte, ohne zu zerbrechen. Aber sie erlosch. O nein! In schwarzer Finsternis, einem zweifellos realen Mann ausgeliefert ...

Vor lauter Entsetzen glaubte Judith die Besinnung zu verlieren. Doch da flüsterte er in ihr Ohr: »Sie haben sich einen lausigen Treffpunkt mit ihrem Liebhaber ausgesucht, Mädchen. Ist er auch im Haus? Haben Sie vorhin mit ihm geredet? Nicken Sie einfach nur, oder schütteln Sie den Kopf.«

Sie tat beides.

Offenbar irritiert, stöhnte er. »Wenn ich Ihre Lippen loslasse, damit Sie sprechen können, will ich kein Geschrei hören. Sobald Sie zu kreischen anfangen, werde ich Sie knebeln und fesseln und im Keller verrotten lassen. Haben Sie das verstanden?«

Ein Knebel und Fesseln beunruhigten sie nicht so sehr wie die Frage, was er sonst noch mit ihr machen könnte. Am nächsten Morgen würde Jack erraten, wohin ihre Cousine verschwunden war, und sie hier finden. Also nickte Judith. Er entfernte seine Hand von ihrem Mund. Aber sein Arm presste sie eisern an seinen Körper, sodass sie nicht weglaufen konnte. Eventuell wäre ein Schrei die Rettung ...

»Wie lange wird es dauern, bis Ihr Liebhaber aufkreuzt?«

»Ich wollte niemanden treffen ...«, begann sie unbedacht, statt zu erwidern: *Jeden Moment*. Dann würde der Landstreicher fliehen – oder?

»Warum sind Sie dann hier? Und wie konnten Sie eindringen? Diese verdammte Haustür habe ich versperrt.«

»Das haben *Sie* getan? Ist das nicht sinnlos, wenn so viele Fenster offen stehen?«

»Keineswegs, weil eine verschlossene Tür eine unmissverständliche Information darstellt. Hier ist niemand willkommen.«

Judith seufzte verächtlich. »Das sind Sie auch nicht. Wissen Sie nicht, dass es in diesem Haus spukt?«

»Tatsächlich? Ich wollte nur kurz reinschauen. Seit ich da bin, sind keine Geister erschienen.«

»Nur kurz?«, spottete sie. »Obwohl Sie ein Lager in der Ecke aufgeschlagen haben? Sie lügen! Und vorhin waren Sie nicht da. Sind Sie aus einer Wand aufgetaucht? Gibt es ein Geheimszimmer, das mit diesem verbunden ist?«

Sein Gelächter klang gezwungen, und sie glaubte, sie hätte richtig geraten. Warum waren Jack und sie selbst nicht schon früher darauf gekommen? Auch im Herrschaftssitz des Duke existierten verborgene Kammern und Geheimgänge.

Nun legte er sein Kinn auf ihre Schulter. »Was für eine rege Fantasie Sie haben, Schätzchen ... Bevor sie mit Ihnen durchgeht – würden Sie meine Frage beantworten? Wieso treiben Sie sich mitten in der Nacht hier herum, wenn Sie keinen Liebhaber treffen möchten?«

»Ich wollte den Geist besuchen, der hier haust.«

»Schon wieder dieser Unsinn!«, höhnte er. »Da spukt niemand. So was gibt es nicht.«

Wie *wundervoll* wäre es, wenn ihr Geist plötzlich erscheinen und ihm den Irrtum beweisen würde ... Das müsste den Landstreicher ablenken, sie könnte flüchten und Derek holen, der ihn verjagen würde. Aber dann sagte sie sich, selbst wenn das Gespenst herbeischweben würde – in diesem stockdunklen Raum wäre es unsichtbar. Bitter enttäuscht, weil der Vagabund ihr die letzte Chance verdarb, den Geist wiederzusehen, wollte sie nur noch ins Bett zurückkehren. Sie versuchte sich zu befreien, und der Schurke umfing sie noch fester.

»Lassen Sie das! Wenn Sie sich so aufreizend hin und her winden, muss ich vermuten, Sie möchten eine ganz besondere Aufmerksamkeit erregen. Habe ich recht, Schätzchen? Diesen Wunsch erfülle ich Ihnen nur zu gern.«

Judith hielt den Atem an und stand reglos da.

»Wie schade!« In seiner Stimme schwang echtes Bedauern mit. »Sie riechen gut, Sie fühlen sich angenehm an. Und ich hatte gehofft, ich würde herausfinden, ob Sie auch so köstlich schmecken.«

Verstört zuckte sie zusammen. »Ich bin hässlich wie die Sünde. Voller Furunkel und Warzen.«

Er lachte leise. »Warum glaube ich das nicht?«

»Zünden Sie die Laterne an, dann werden Sie es sehen.«

»Nein, die Dunkelheit gefällt mir besser. Mit Ihren Furunkeln und Warzen nehme ich's auf, um unseren Appetit zu stillen, und ich werde dieses Spielchen gewinnen.«

Trotz dieser Warnung – und es war eine Warnung – war Judith nicht darauf gefasst, wie schnell sie herumgedreht und geküsst wurde, ehe sie es verhindern konnte. Sie würgte nicht, sein Atem roch nach Cognac, und für einen ersten Kuss war es gar nicht so übel, hätte sie diese Erfahrung näher ergründen wollen.

Natürlich wollte sie das nicht. Ihre Hand schwang wild und ziellos durch die Finsternis. Nur durch einen glücklichen Zufall landete sie klatschend auf der Wange des Angreifers, der sie sofort losließ.

»Was?«, rief er und lachte. »Nur einen ganz kurzen Kuss habe ich gestohlen. Deshalb müssen Sie nicht gewalttätig werden.«

»Jetzt gehe ich. Und Sie sollten auch verschwinden, falls Sie zur Vernunft gekommen sind.«

Ein Seufzer. »Ja, das habe ich mir schon gedacht. Aber zuerst werde ich Sie unbeschadet hinausbringen. Ich will's nicht auf mein Gewissen laden, wenn Sie durch die Bodenbretter hinabstürzen und sich den Hals brechen.« Ehe sie protestieren konnte, hob er sie hoch.

»Nein, warten Sie ...«, japste sie. »Dieses Haus kenne ich besser als Sie!«

»Ganz bestimmt nicht«, murmelte er und trug sie aus dem Zimmer, durch die Eingangshalle, zum nächstbesten Fenster. Davor blieb er stehen und schob sie hinaus. »Erzählen Sie niemandem, dass Sie mich hier gesehen haben. Morgen früh bin ich nicht mehr da.«

»Ich konnte Sie nicht sehen. Dafür haben Sie gesorgt.«

Und sie sah ihn noch immer nicht. Schwaches Mondlicht fiel auf die Veranda. Aber nachdem er Judith losgelassen hatte, wandte er sich sofort vom Fenster ab und verschwand im Dunkel der Halle. Sie wartete keine Antwort ab, falls er ihr überhaupt zugehört hatte, rannte zum Herrschaftshaus zurück und in ihr Zimmer hinauf.

Sollte sie Jacqueline wecken und ihr von dem Abenteuer erzählen? Nein, das hatte Zeit bis morgen.

Wieso allerdings ein armer Landstreicher sündteuren französischen Cognac trank, verwirrte sie immer noch. Den konnten sich nur reiche Leute leisten. Deshalb war er die bevorzugte Fracht aller Schmuggler ...

Kapitel 3

Boyd Anderson durchquerte das Speisezimmer, um seiner Schwester Georgina Gesellschaft zu leisten. »Warum schaust du *mich* so an, als hätte *ich* Schwierigkeiten?« Seine Stimme klang scherzhaft, sein Grinsen wirkte gewinnend.

Sobald er Georginas gerunzelte Stirn sah, nahm sein Gesicht ernste Züge an. Er besaß die gleichen dunklen Augen wie seine Schwester, sein braunes Haar war etwas heller als ihres, das ihr offen auf die Schultern fiel, wie so oft, wenn sie Familienmitglieder erwartete. Aber sie trug ein korrektes, hübsches korallenrotes Tageskleid.

Boyd, der jüngste ihrer fünf Brüder, war der Einzige, der in London lebte. Dazu hatte er sich vernünftigerweise entschlossen. Denn er war bereits der dritte Anderson, der in den Malory-Clan eingeeiratet hatte. Seine Frau Katey war Anthony Malorys illegitime Tochter, von deren Existenz der Vater erst durch Boyds amouröses Interesse erfahren hatte. Nach der Feststellung ihrer Herkunft hätten die Malorys – und es gab viele – den jungen Mann mit Waffengewalt daran gehindert, mit ihr nach Amerika zu segeln, obwohl sie dort aufgewachsen war.

Georgina versuchte Boyd beruhigend anzulächeln, was ihr misslang. »Setz dich«, bat sie und zeigte auf den Stuhl, der ihrem gegenüberstand. »Ich habe die Köchin ersucht, sie möge deine Leibspeise zubereiten. Und es war wirklich nicht einfach, Venusmuscheln zu bekommen.«

»Eine Erpressung?«, fragte Boyd und nahm Platz. »Nein, darauf musst du nicht antworten. Wahrscheinlich geht es um Jacquelines Reise. Stimmt was nicht? Ist irgendwas mit den Jungs passiert?«

»Nein, die bleiben sehr gern im Internat. Für das Debüt ihrer Schwester interessieren sie sich nicht.«

»Eigentlich dachte ich, du wärst mit der ersten Saison deiner Tochter in Amerika einverstanden?«

»Das bin ich ja auch. Ich weiß, ihr wollt nur das Beste für Jack, deine Brüder und du. Und diese monumentale Reise garantiert den Frieden in meiner Familie – obwohl sie uns aufgezwungen wurde.«

Boyd zuckte zusammen. »Musst du es so ausdrücken?«

»Ja, das muss ich, weil es die Wahrheit ist.«

Seufzend gab er zu: »Ja, wir haben ziemlich energisch auf Jacquelines Debüt in Amerika bestanden ...«

»*Sehr* energisch.«

»Und – ja, heutzutage halten wir alle uns öfter in England als in Connecticut auf. Früher blieben wir viel öfter drüben. Aber es gibt noch einen anderen, wichtigeren Grund für ihr Debüt in Amerika.« Nach einem Blick zur Tür fuhr er mit gesenkter Stimme fort. »Dein Mann ist hoffentlich nicht zu Hause? Es wäre mir unangenehm, wenn er plötzlich hereinplatzen und hören würde, was wir besprechen.«

»Keine Bange, er ist zum Hafen gefahren, um sich zu vergewissern, dass alle Reisevorbereitungen rechtzeitig getroffen werden. Aber ich würde mich nicht wundern, wenn er Tony zuerst zum Boxring im Knighton's Hall schleppt.«

»Verdammt, ich wünschte, sie würden mich informieren, wenn sie so was planen. Diese Kämpfe beobachte ich nur zu gern.«

»Heute würdest du's wohl kaum genießen. James ist furchtbar schlecht gelaunt. Also könnte es brutal werden.«

»Umso besser! Nein, Moment mal – warum ist er schlecht gelaunt? Weil *du* dich über jemanden ärgerst?«

»Verärgert bin ich nicht, nur besorgt. Es ist Jack, die einen Wutanfall bekommen hat.«

»Wegen der Reise?«

»Damit hängt es zusammen.«

»Aber ich nahm an, deine Tochter will nach Amerika segeln.«

»O ja, das will sie. Aber sie glaubte, Judith würde sie begleiten. Das klappt nicht. Und jetzt weigert sich Jack, ohne ihre Cousine abzureisen.«

Boyd lachte. »Warum überrascht mich das nicht? Schon immer waren die beiden unzertrennlich. Das weiß jeder. Warum kann Judy nicht mitfahren?«

»Weil es ihre Mutter verbietet. Seit Monaten bereitet Roslynn die Saison vor. Darauf freut sie sich noch viel mehr als unsere Töchter. Schon jetzt weiß sie, wer welche Partys und Bälle geben will, und hat bereits Zusagen gesammelt, damit Judith zu den exklusivsten Festen eingeladen wird. Außerdem kennt sie die begehrtesten Junggesellen auf dem Heiratsmarkt. Dazu gehört ein Schotte, mit dem sie Judy am liebsten verkuppeln würde, denn er ist der Sohn einer ihrer engsten Freundinnen. Nichts will sie dem Zufall überlassen, und sie fürchtet, Judy wird eine fabelhafte Chance verpassen, wenn sie mit uns nach Amerika segelt.«

Boyd verdrehte die Augen. »Aber die Mädchen werden zurückkommen, wenn die Saison in London noch in vollem Gange ist und höchstens eine oder zwei Wochen versäumen. Den restlichen Sommer werden sie hier verbringen. Deshalb reisen wir ja schon jetzt ab, im Frühling.«

»Für Judiths Mutter ist der Beginn der Saison am wichtigsten. Aus diesem Grund beharrt sie auf der Anwesenheit des Mädchens hier in London. Sie kann ziemlich halsstarrig sein.

Und ich verstehe ihre Beweggründe. Auf den ersten Bällen und Partys springen die Funken über, die jungen Leute fühlen sich zueinander hingezogen, die Gentlemen fangen an, die jungen Damen ihrer Wahl zu hofieren. Wenn man auch nur eine Woche zu spät erscheint, macht es einen gewaltigen Unterschied. Dann sind die besten Partien vermutlich schon vergeben. Natürlich geht es Roslynn vor allem um den Schotten, kein anderes Mädchen darf Lord Cullen einfangen. Deshalb muss Judy da sein, wo er auch ist, und zwar am ersten Tag der Saison.«

»Glaubst du wirklich, das würde für die zwei hübschesten Debütantinnen in diesem Jahr eine Rolle spielen?«

»Für Jack sicher nicht. Sie wird sich den Richtigen schnappen, sobald sie ihn entdeckt hat. Auf dieser Seite des Atlantiks oder auf der anderen, und zum Teufel mit allen Konsequenzen oder Hindernissen.«

»Um Himmels willen, Georgie, du sprichst von deiner Tochter, nicht von einem dieser wilden Malorys.«

Georgina zog bedeutsam die Brauen hoch. Das hatte sie sich kurz nach ihrer Hochzeit mit James Malory angewöhnt. »Verblüfft es dich, dass sie nach ihrem Vater gerät?«

»Offenbar zu sehr«, murmelte Boyd. Dann warf er seiner Schwester vor: »Das hättest du im Keim ersticken müssen.«

Sie kicherte. »Gegen einen so starken Einfluss kann man nichts machen. Aber darauf kommt es nicht an. Im Gegensatz zu Jack, die gelegentlich losstürmt, bevor sie nachdenkt, ist Judy zu gutmütig und rücksichtsvoll, um jemandem auf die Zehen zu treten. Deshalb ist es fraglich, ob sie sich durchsetzen wird, falls ihr ein junger Mann gefällt und wenn sie Rivalinnen ausstechen müsste. Roslynn kennt den Charakter ihrer Tochter. Deshalb besteht sie darauf, dass das Mädchen am ersten Ball der Saison teilnehmen wird. Ich fürchte, wenn wir sie nicht umstimmen können, bleiben wir alle hier. Denn Jack

hat es entschieden abgelehnt, ohne ihre beste Freundin zu debütieren.«

»Verdammt, Georgie, in drei Tagen läuft unser Schiff aus. Für eine Änderung unserer Pläne ist es zu spät. Und Katey freut sich schon so auf die Reise.«

»Glaubst du, mir gefällt diese vertrackte Situation? Alle unsere Sachen sind gepackt, die *Maiden George* wurde von ihrem Dock im Süden nach London gebracht, eine vollzählige Besatzung angeheuert. Während wir uns hier unterhalten, müsste sie in der Themse ankern. Seit Monaten reden wir auf Roslynn ein und umschmeicheln sie. Und jetzt, so kurz vor der Abreise, sagt sie immer noch Nein.«

»O Gott, alle unsere Brüder sind schon auf dem Weg nach Bridgeport in Connecticut! Und Amy wird bald dort eintreffen, um die Vorbereitungen zu beaufsichtigen. Letzte Woche ist sie mit Warren losgesegelt. Wenn wir nicht wie erwartet ankommen, wird sie glauben, es wäre was Schreckliches passiert.«

»Selbst wenn es schiefgeht, wird James hinfahren und ihnen Bescheid geben«, erklärte Georgina. »Also müssen sie sich nicht sorgen. Tut mir leid, Boyd, ich weiß, unsere Brüder und du habt euch darauf gefreut. Trotzdem hoffe ich, ihr werdet James verzeihen, dass er sein Versprechen nicht hält. Seine Schuld ist es nicht.«

Boyd warf ihr einen durchdringenden Blick zu. »Seit wann führt James das Kommando? Ich werde Jacqueline eigenhändig an Bord tragen, wenn James und du unfähig seid, euch durchzusetzen.«

»Anscheinend verstehst du nicht, worum es geht. Für meine Tochter hätte die Reise keinen Sinn, wenn sie die ganze Zeit unglücklich wäre. Mit Roslynns Widerstand haben wir alle nicht gerechnet. Wir haben unser Bestes getan, um sie von ihrem Entschluss abzubringen. Aber sie beharrt auf ihrem Stand-

punkt. Wie du weißt, ist sie eine Schottin, und sie ist jedes Mal schrecklich zornig geworden, wenn wir versucht haben, sie umzustimmen.«

»Dann rechne nicht damit, das Jack jemals heiraten wird«, erwiderte Boyd kategorisch.

Georgina sprang auf. »Was? Das nimmst du zurück, Boyd Anderson!«

Auch er stand auf, die Stirn wütend gefurcht. »O nein! Ich habe schon öfter versucht, dir klarzumachen, wie wichtig Jacks Debüt in Amerika ist. Ich wollte dich vorhin noch einmal darauf hinweisen. Dort würde sie eine viel bessere Gelegenheit finden, einen Mann lieben zu lernen, der nichts über den Ruf deines Gemahls weiß. Hier wagen sich die jungen Männer gar nicht erst an sie heran, weil er ihnen Angst und Schrecken einjagt.«

Immer noch empört, sank Georgina auf ihren Stuhl zurück. »Darum sorgt Jack sich nicht. Und wir haben auch keine Bedenken, was das betrifft.«

»Mach dir nichts vor! Kein Mann, der James Malory kennt oder gewisse Gerüchte über ihn gehört hat, wird sich dem Risiko eines solchen Schwiegervaters ausliefern. Falls James nicht ohnehin jeden ermordet, der seine Tochter vor den Traualtar führen möchte ...«

Georgina schnappte nach Luft. »Jetzt – jetzt verstehe ich Jacks Entschluss!«, japste sie erbost. »Ich werde auch nicht abreisen! Wochenlang auf hoher See, zusammen mit einem sturen Kerl von deinem Kaliber – das halte ich sicher nicht aus!«

Jetzt verlor Boyd den letzten Rest seiner Geduld. »Niemand werde ich untätig zuschauen, wie meine Nichte eine fantastische Chance verpasst, nur weil *du* sie nicht zur Vernunft bringen kannst!«, schrie er und stürmte zur Tür hinaus.

»Wie kannst du es wagen!«, kreischte Georgina und schleuderte einen Teller nach ihm, der sein Ziel verfehlte und am Boden der Eingangshalle zerschellte.

Bevor er die Haustür erreichte, wurde sie geöffnet, und Jacqueline zog die Brauen hoch. »Zertrümmert sie schon wieder ihr Geschirr, weil du sie geärgert hast?«

Boyd ergriff ihren Arm und führte sie ins Freie hinaus. »Zum Glück konnte sie noch nie richtig zielen.« In strengem Ton fügte er hinzu: »Weißt du eigentlich, was du uns allen antust?«

Kein bisschen reumütig, grinste sie. »Das gehört zu meinem Plan.«

»Uns in den Wahnsinn zu treiben?«

»Nein, ihr sollt es nur hinkriegen, dass Judy uns begleiten darf.«

»Da habe ich eine bessere Idee. Komm, suchen wir einen gewissen Schotten und arrangieren wir einen kleinen Unfall, der ihn bis zum Ende der Saison unschädlich macht.«

»Wirklich?!«

»Nun, dazu hätte ich gute Lust. Aber vielleicht sollten wir erst mal versuchen, vernünftig mit ihm zu reden.«

»Vernünftig mit ihm reden? Mit einem Schotten?« Jack brach in schallendes Gelächter aus.

»Ts, ts, ts«, zischte Boyd. »Sag mir einfach nur, ob er in der Stadt ist. Wie soll ich in drei Tagen nach Schottland fahren, sein Reitpferd erschießen und rechtzeitig vor unserer Abreise zurückkommen?«

»Er ist tatsächlich hier, aus geschäftlichen Gründen. Vor etwa einer Woche kam er an, und seither möchte er Judy jeden Tag besuchen. Für mich ist's verdammt mühsam, jedes Mal den richtigen Zeitpunkt abzapassen und dafür zu sorgen, dass sie nicht daheim ist und ihn nicht empfangen kann. Wir hoffen, er wird den Wink verstehen und freiwillig verschwinden. Aber Tante Roslynn erriet, was wir im Schilde führen, nachdem Judy ihr erklärt hatte, sie will überhaupt nicht debütieren, wenn sie's nicht auf beiden Seiten des Meeres genießen kann.«

»War das erfolgreich?«

»Nein, noch nicht. Bisher bildet Tante Roslynn sich ein, ihre Tochter würde klein begeben, sobald unser Schiff ohne sie ausgelaufen ist. Und sie hat betont, leider würde ich einen viel zu schlechten Einfluss auf Judy ausüben«, fügte Jack freudestrahlend hinzu, sichtlich stolz auf diese Einschätzung ihres Charakters.

»Also hat deine Cousine diesen Lord Cullen noch gar nicht kennengelernt? Dann kann sie nicht wissen, ob sie ihn mögen oder ablehnen würde.«

»Seit er ein Junge war, traf sie ihn nicht mehr. Er hat sie in den letzten Jahren allerdings ein paarmal gesehen, und er scheint ganz verrückt nach ihr zu sein. Aber sie hat es nicht besonders eilig, herauszufinden, was für ein Mann aus ihm geworden ist. Während wir hier herumstehen, soll sie ihm im Hyde Park begegnen. Tante Roslynn will sie hinbringen. Um das zu verhindern, wird Judy eine plötzliche Unpässlichkeit vorschützen.«

»Großartig, dann gehen wir in den Park und sprechen mit ihm. Nutzen wir seinen Liebeswahn für einen guten Zweck. Erklären wir ihm, er würde Judy einen Gefallen tun, wenn er behauptet, er habe einen Unfall erlitten, der ihn einige Wochen lang von der Londoner Saison fernhalten würde. Wenn er das Roslynn mitteilt, hat sie keinen Grund mehr, Judy die Reise mit uns zu verbieten. Und ich muss keine Knochenbrüche auf mein Gewissen laden.«

Jacqueline grinste begeistert. »Weißt du, dass du wie mein Vater redest, Onkel Boyd?«

»Halt bloß den Mund, Jack.«

Kapitel 4

Hast du dir schon was ausgedacht, Tony? In zwei Tagen segeln wir los. Und jetzt wollen weder Jack noch George mitfahren, was wir der Sturheit deiner Frau verdanken.« James versetzte seinem Bruder einen harten Kinnhaken, der Anthony um einen Schritt zurückwarf.

In der Nachbarschaft hatte sich schnell herumgesprochen, die Malory-Brüder seien auf dem Weg in Richtung Knighton's Hall gesichtet worden. Die Plätze rings um den Boxring waren bereits voll besetzt, als wäre der Kampf offiziell angekündigt worden. Am Eingang drängte sich eine Menschenmenge, die Einlass begehrte. Die Hände erhoben, gab Knighton den Versuch auf, die Leute zurückzuhalten.

Anthony, der jüngste Malory-Bruder, kam schon seit vielen Jahren ins Knighton's Hall, um zu trainieren. Aber seine Kämpfe reizten ihn nicht mehr besonders, weil er nie verlor – es sei denn, sein Bruder James trat mit ihm in den Ring. Dann wusste niemand, welcher Malory siegen würde, und die Wetteinsätze erreichten schwindelerregende Höhen, so wie an diesem Tag.

Die schwarzen Brauen zusammengezogen, starrte Anthony seinen Bruder an. »Nein, ich habe mir *nichts* ausgedacht, und du solltest aufhören, deinen Zorn an *mir* auszulassen.«

»An wem denn sonst?«, fragte James trocken und unterstrich seinen Hohn mit einer knallharten Rechten. »Wie geht's jetzt weiter?«

»Zur Hölle mit dir, James, meine verdammte Schuld ist es nicht.«

»Doch, natürlich, mein lieber Junge, weil du der Einzige bist, der deine Frau umstimmen kann. Oder hast du deine spezielle Wirkung auf Roslynn eingebüßt? Großer Gott, das ist tatsächlich passiert, nicht wahr?«

Für diese Beleidigung rächte Anthony sich mit einem kraftvollen Faustschlag in die Magengrube seines Bruders, gefolgt von einem gezielten Aufwärtshaken. Keine dieser Attacken beeindruckte James Malory.

Schon oft war er von Männern, die ihn zu besiegen versucht hatten, mit einer Ziegelmauer verglichen worden. Sein nächster Angriff warf Anthony zu Boden und bewog ihn, diese Runde verloren zu geben. Zum Geier, wenn er wütend war, fiel seinem Bruder der Sieg viel zu leicht.

Aber es blieb Anthony erspart, seine Niederlage einzugestehen, weil sein Kutscher über die Wand des Rings kletterte und winkte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Auch James entdeckte den Mann und trat zurück.

Anthony stand auf und holte den Brief, den sein Kutscher durch die Luft schwenkte. Während er in die Mitte des Rings zurückkehrte, las er die Nachricht und prustete los, bevor er James mitteilte: »Judy empfiehlt mir, mein Gesicht vor Blutergüssen zu retten, sofort nach Hause zu kommen und meine Sachen zu packen. Offenbar hat Ros endlich nachgegeben.«

Erfreut über die gute Neuigkeit, lachte James. Deshalb vernachlässigte er seine Deckung, was Anthony sofort mit einem gezielten Fausthieb nutzte.

James landete auf seinem Hintern, aber der unerwartete Glücksfall hatte seine Wut restlos verscheucht. Und so hob er nur eine goldblonde Braue und erkundigte sich: »Wieso habe ich das verdient?«

»Weil ich jetzt zweifellos die Rolle des Sündenbocks spielen

muss«, murkte Anthony und streckte eine Hand aus, um seinem Bruder auf die Beine zu helfen. »Wer Ros überredet hat, sich anders zu besinnen, oder wie sie das geschafft haben, weiß ich nicht. Nur eins steht fest – jetzt muss ich unzählige Wutausbrüche ertragen.«

»Dann ist es am besten, du segelst mit uns. Deine Frau bleibt natürlich daheim. Bis zu unserer Rückkehr wird sie genug Zeit finden, um sich zu beruhigen.«

Wie beide Brüder wussten, würde Roslynn keinesfalls an Bord gehen, weil sie zur Seekrankheit neigte, ebenso wie Jaime, ihre jüngere Tochter. Selbst wenn Roslynn bereit wäre, die Qualen Judy zuliebe hinzunehmen, würde sie das dem sechzehnjährigen Mädchen nicht mehr zumuten. Genauso wenig würde sie Jaime für zwei Monate allein zu Hause lassen. So lange würde die Reise dauern.

James merkte, dass es ihm nicht gelungen war, die Sorge seines Bruders zu lindern. »Komm schon, alter Junge, erzähl mir nicht, Londons einst ruhmreichster Frauenheld könnte den Zorn seiner Gemahlin nicht in heiße Leidenschaft verwandeln«, witzelte er und beugte sich vor, um Anthonys ausgestreckte Hand zu ergreifen, die abrupt zurückgezogen wurde.

»Wenn es auch gegen meinen Ehrenkodex verstößt, einen Mann zusammenzuschlagen, der am Boden sitzt – bei dir könnte ich eine Ausnahme machen.«

Lachend stand James auf. »Diesen Gefallen solltest du mir nicht erweisen. Judy darf nicht glauben, ihre Nachricht hätte dich zu spät erreicht.«

*

In der Mitte des Atlantiks kam die *Nereus* mit Kurs auf Bridgeport, Connecticut, schnell voran. Während die Familienreederei der Andersons, Skylark Shipping, eine gro-

ße Flotte betrieb, besaß jedes der Geschwister auch eigene Schiffe.

Die *Nereus* wurde von ihrem Eigentümer Warren kommandiert, dem zweitältesten Anderson-Bruder und Amy Malorys liebevollem Ehemann. Die Hälfte des Jahres verbrachten die beiden stets auf dem Meer, zusammen mit ihren Kindern Eric und den Zwillingen Glorianna und Stuart. Auch deren Lehrer befanden sich an Bord. In der zweiten Jahreshälfte wohnte die Familie in ihrem Londoner Haus, weil die Kinder ihre zahlreichen Verwandten besser kennenlernen sollten.

Trotz des frischen Winds stand Amy auf dem Deck und genoss die Frühlingssonne. Da sie als einzige Frau in der Anderson-Familie eine erfolgreiche Londoner Saison absolviert hatte, war sie von den Anderson-Brüdern gebeten worden, die gesellschaftlichen Ereignisse für Jacquelines zweiwöchigen Aufenthalt in Bridgeport zu organisieren.

Auch Drew Andersons Ehefrau Gabby hatte ein Debüt in London erlebt. Aber es war verkürzt worden, weil Drew ein skandalöses Desaster verursacht hatte. Deshalb konnte sie keine speziellen Anweisungen für Debüt-Partys erteilen, und Amy verließ sich auf ihre eigenen Erfahrungen. Außerdem hatte sie sich mit ihrer Cousine Regina beraten, der Malory-Expertin für gesellschaftliche Veranstaltungen.

Wegen der bevorstehenden Feste musste Amy mit ihrer Familie nach Hause zurückkehren, Menüs planen und Einladungen verschicken. Bei den Einladungen würde Warren ihr helfen, denn er wusste, wer an den Bällen und Partys teilnehmen sollte. Obwohl Amy ihn im Lauf der Jahre mehrmals nach Bridgeport begleitet und viele Freunde und Bekannte der Andersons getroffen hatte, erinnerte sie sich nicht an sämtliche Personen. Vor der Ankunft Jacquelines und ihrer Eltern musste alles perfekt geplant werden.

Auf die nächsten Wochen freuten ihre Kinder sich mehr als

sie selber, weil sie jedes Fest besuchen würden. In England müssten sie ihren achtzehnten Geburtstag abwarten, bevor sie sich gemeinsam mit den Erwachsenen amüsieren durften. Solche Regeln kannte man in Amerika nicht. Amy war viel zu nervös, um sich zu freuen. So viel gab es zu tun, so viele Listen mussten erstellt werden.

In Gedanken versunken, hätte sie fast nicht bemerkt, wie ein beunruhigendes Gefühl sie erfasste. Und als sie es wahrnahm, krümmte sie sich auch schon zusammen, wie von einem Faustschlag in den Bauch getroffen.

Erschrocken eilte Warren zu ihr. »Was sind das für Schmerzen, Liebling?«

»Keine Schmerzen.«

»Sondern ...?«

»Etwas – Schlimmes – wird passieren.«

Warren schaute nach oben und suchte den Himmel nach Vorboten eines Sturms ab, der die Fahrt erheblich verzögern oder das Schiff demolieren würde. Doch er entdeckte keine einzige dunkle Wolke. »Wann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was?«

»Ich weiß es nicht.«

Er seufzte. »Wenn du diese Gefühle hast, wünschte ich wirklich, du würdest sie etwas genauer erläutern.«

»Das sagst du immer. Und es hilft mir kein bisschen, weil ich's nicht kann. Wir müssen umkehren, Warren.«

»Hm ...« Er half ihr, sich aufzurichten, und nahm sie in die Arme. »Versuch mal, ein paar klare Gedanken zu fassen. Die halbe Familie würden wir verpassen, die bereits in diese Richtung segelt. Sogar James, Georgie und Jack werden längst abgereist sein, bevor wir wieder in England landen.«

»Wenn wir doch schneller vorankämen!«, klagte sie an seiner breiten Brust, und er lachte leise.

»Das ist unmöglich, aber wir haben keine Kanonen mehr an Bord ...«

»Stattdessen eine Riesenfracht, die unsere Fahrt verlangsammt.«

»Natürlich, das gehört zu meinem Geschäft. Trotz der Ladung sind wir ziemlich schnell unterwegs. In etwa einer Woche werden wir in Bridgeport eintreffen.«

»Falls der Wind sich nicht ändert«, murmelte Amy.

»Gewiss. Aber ganz egal, was dein Gefühl ankündigt – du kannst es beeinflussen und verhindern, dass es dich allzu sehr peinigt. Tu's! Sofort! Sag irgendwas, das dich aufheitert, meine Süße. Am besten denkst du dir eine Wette aus. Du gewinnst immer, das weißt du.«

Sie sah zu ihm auf. Mit einem liebevollen Lächeln bedankte sich für diesen Vorschlag. »Also gut, ich wette, es wird kein Problem auftauchen, das die Familie nicht lösen kann.«

»Willst du es wirklich so vage ausdrücken?«

»Das ist nicht vage, es gilt für alle in meiner Familie, in deiner Familie, für sämtliche Ehefrauen, Ehemänner und Kinder.«

Kapitel 5

Die Zelle im Laderaum, eine von vielen, war die einzige, die derzeit benutzt wurde. Wenn sie auch nicht zu einem Gefängnis gehörte, fühlte sie sich für jeden, der hier festsaß, so an. Unterirdisch, keine Fenster, nur eine einzige Laterne im ganzen Komplex, die Tag und Nacht brannte. Für die Wärter, nicht für die Häftlinge. Am Ende des letzten Jahrhunderts war die Zollstation gebaut worden, als die Regierung begonnen hatte, etwas aggressiver in den südlichen Gewässern zu patrouillieren, insbesondere entlang der Cornwall-Küste. Rings um den Stützpunkt – zunächst nur ein Dock und Kasernen auf halbem Weg zwischen Dorset und Devon – war im Lauf der Jahre eine Gemeinde entstanden: Läden, Stallungen, Tavernen. Doch das hauptsächliche Interesse galt immer noch der Verhaftung von Schmugglern, die man äußerst streng bestrafte. Entweder wurden sie in die australischen Kolonien geschickt oder gehängt. Gelegentlich fanden Gerichtsverhandlungen oder eher Scheinprozesse statt.

Nicht zum ersten Mal wünschte Nathan Tremayne, er wäre im achtzehnten Jahrhundert geboren worden, bevor sich die Zollbeamten organisiert hatten. Damals war es ein Leichtes gewesen, geschmuggelte Frachten direkt an den Docks der Dörfer mit der Hilfe der Einheimischen auszuladen. Sogar die Amtsträger ignorierten die illegalen Aktivitäten, solange sie eine Kiste Cognac oder Tee bekamen. Auf diese einfache Wei-

se wurden die exorbitanten Zölle umgangen. Und die ausgedehnte Felsenküste von Cornwall eignete sich geradezu ideal für den Verkauf von Rum, Cognac, Tee und sogar Tabak an normalerweise gesetzestreue Bürger, die vernünftige Preise zu schätzen wussten. Da so wenige Zollbeamte Wache gehalten hatten, waren die Schmuggler nur geringe Risiken eingegangen. Jetzt sah es anders aus.

Die paar Schmuggler, die ihr Geschäft immer noch ausübten, mussten ihre Frachten mühsam verstecken. Sogar die Tunnel, die sie in die Klippen gehauen hatten, wurden allmählich von den Zöllnern entdeckt und bewacht. Deshalb lagerten die Schmuggler ihre Ware möglichst weit von den Fahndungsgebieten der Zollbeamten entfernt, im Landesinneren, wo sie auf interessierte Abnehmer wartete. Trotzdem mussten die Frachten erst einmal für den Weitertransport an der Küste ausgeladen – oder wieder an Bord eines Schiffs gebracht werden, wenn ein Schmuggler fürchtete, eine Person, die sich in alles einmischen musste, könnte sein Versteck entdeckt und die Behörden informiert haben. Deshalb war Nathan in der letzten Woche erwischt worden. Die Mitglieder seiner Besatzung hatten sich wie Ratten in einer Kloake verflüchtigt, er selber und sein Schiff nicht.

Offenkundig war er in eine Falle geraten, denn die Zöllner hatten ihm aufgelauert. Das könnte er allerdings nur beweisen, wenn er der Haft enttrinnen würde. Aber darauf durfte er nicht hoffen, denn seine Hände und Füße waren an massive Eisennägel in der Zellenwand gekettet. Vier Mitgefangene befanden sich in einer ähnlichen Lage. Die kannte er nicht, und er wollte nicht mit ihnen reden. Ein alter Mann war nicht gefesselt und mit der Aufgabe betraut worden, Blechschüsseln mit Haferschleim an die anderen zu verteilen. Das tat er, falls er nicht schlief. Oder falls er nicht wütend wurde, wenn man ihn weckte. Wegen des cholerischen Temperaments dieses al-

ten Knackers hatte Nathan schon mehrere Mahlzeiten versäumt.

Als zwei Wärter zu ihm kamen, schlief er. Sie machten ihn von der Wand los und zogen ihn unsanft aus der Zelle. Kurz davor war ein Mitgefangener hinausgeschleift worden. Schreiend hatte er seine Unschuld beteuert und war nicht zurückgekehrt. Nathan schwieg. Aber in seiner Brust schwelte heißer Zorn. Er hätte seinen Lebensunterhalt weiterhin auf andere Art sichern und legale Ziele ansteuern können. Vielleicht hätte er das geschafft, wäre Jory, sein Vater, nicht gestorben. Doch dann hatte eins zum anderen geführt, eine Folge unausweichlicher Ereignisse.

Und nun würde man ihn hängen oder zu lebenslanger Haft verurteilen. Die beiden Wärter, die ihn mit sich zerrten, erlaubten ihm nicht, aus eigener Kraft zu gehen. Seine Schritte waren ihnen zu langsam, weil die hinderliche Kette immer noch an seinen Fußknöcheln hing. Die sollte offenbar nicht entfernt werden.

Als sie aus der unterirdischen Region auftauchten, konnte er nicht einmal eine seiner mit Ketten verbundenen Hände heben und seine Augen gegen das blendende Tageslicht abschirmen.

Sie brachten ihn in ein großes Büro und stießen ihn auf einen Stuhl vor einem Schreibtisch. Mit edlen, teuren Möbeln ausgestattet, glich der Raum eher einem Wohnzimmer und deutete den gehobenen Rang des Mannes an, der hinter dem Tisch saß. Wie Nathan ihn einschätzte, musste er etwa fünf Jahre älter als er selbst sein, also um die dreißig. Er trug eine makellose Uniform mit funkelnden Knöpfen, hatte scharfe blaue Augen und sah wie ein Aristokrat aus. Für zweitgeborene Söhne war es allgemein üblich, der Regierung in dieser oder jener Funktion zu dienen.

Mit einer knappen Geste entließ er die Wärter. Dann stellte

er sich vor. »Ich bin Arnold Burdis. Genau genommen Commander Burdis.«

Nathan war überrascht, weil er mit dem Offizier allein blieb. Glaubte man, nachdem man ihn eine Woche lang in einer düsteren Zelle angekettet und nur mit Haferschleim ernährt hatte, wäre er geschwächt worden? Mochte das Büro auch inmitten eines Stützpunkts liegen, der von Zollbeamten wimmelte, würde es ihm nicht schwerfallen, diesen Mann zu überwältigen.

Die alte Duellpistole auf dem Schreibtisch hatte er sofort entdeckt. Dort lag sie aus einem offensichtlichen Grund. Einige Sekunden lang schaute er sie an und wog seine Chancen ab, sie zu ergreifen, bevor der Commander seine Hand danach ausstreckte. Da diese Waffe wahrscheinlich nur eine einzige Kugel enthielt, war die Angelegenheit schnell entschieden. Nathan würde zwei brauchen, um zu entkommen – eine für Burdis, die andere für die Kette zwischen seinen Füßen. *Es sei denn, ich nehme ihn als Geisel ...*

»Hätten Sie Lust auf einen Cognac?« Der Offizier schenkte sich einen ein. Auf dem Tisch standen tatsächlich zwei Gläser.

»Aus einer meiner eigenen Flaschen?«, fragte Nathan.

Burdis' Mundwinkel zuckten kaum merklich. »Trotz Ihrer bedenklichen Notlage haben Sie Ihren Humor nicht verloren. Sonderbar.«

Auch das zweite Glas wurde gefüllt, und der Commander schob es über die Tischplatte hinüber. Als Nathan es an die Lippen führte, betonte die klirrende Kette das Ausmaß der »bedenklichen Notlage«. Aber er hielt Sarkasmus nicht für Humor. Und er nahm nur einen einzigen Schluck, um seinen trockenen Mund zu befeuchten. Falls der Mann ihn betrunken machen wollte, weil er hoffte, der Alkohol würde ihm die Zunge lösen, erwartete ihn eine Enttäuschung.

»Sie sind ein ganz spezieller Fang, Tremayne. Doch es war nur eine Frage der Zeit. Sie wurden nachlässig – oder zu kühn?«

»Oder verzweifelt?«

»Waren Sie das wirklich? Darf ich mich zu rühmen wagen, ich hätte das raffiniert ausgenutzt?«

»Schreiben Sie's lieber Ihrer Hartnäckigkeit zu. Ich ziehe es vor, einer Frau die Schuld zu geben.«

Erstaunlicherweise lachte Burdis. »Tun wir das nicht alle hin und wieder? Nein, mein Informant trug keine Röcke.«

»Verraten Sie mir seinen Namen?«, stieß Nathan blitzschnell hervor. Dann hielt er den Atem an.

Doch der Commander machte keineswegs nur Konversation, und er ließ sich auch nicht so leicht verwirren, um reflexartig eine abrupte Fangfrage zu beantworten. Er war aus einem ganz bestimmten Grund freundlich. Was er bezweckte, konnte Nathan sich nicht vorstellen. Aber er hatte allmählich das Gefühl, dass mit ihm gespielt wurde. Das perverse Vergnügen eines einflussreichen Mannes? Verdammt, das war unerträglich ...

»Werde ich vor Gericht gestellt?«, fragte er.

Burdis ließ seinen Cognac im Schwenker kreisen und roch daran, bevor er neugierig aufblickte. »Haben Sie eine Verteidigungsstrategie?«

»Da würde mir was einfallen.«

»Ts, ts ... Für Ihre Situation verhalten Sie sich viel zu lässig. Bewundernswert, nehme ich an, aber unnötig. Ihr Leben liegt in meinen Händen. Ist Ihnen das bewusst? Man sollte meinen, Sie müssten Ihren Sarkasmus zügeln. Zumindest, bis Sie erfahren haben, warum Sie hierhergebracht wurden.«

Wegen eines Köders? Nathans Gedanken überschlugen sich, Beinahe klang das so, als sollte er an diesem Tag nicht gehängt werden. Dann erwachte sein Argwohn. Wenn das kein Verhör und der Commander nicht sein Richter war – wozu zum Teufel sollte dieses Gespräch führen? Er war auf frischer Tat ertappt worden, und es gab nichts, womit er sich verteidigen konnte.